

Peter Mischung: Medienkrise – Wahrnehmungskrise

Die Musikkritik in Zeiten zunehmender Geschwindigkeit und Flüchtigkeit im Medienbetrieb beginnt spürbar zu verarmen. Schnelllebigkeit wie Oberflächlichkeit bestimmen das Geschäft, den kurzen Augenblick der Aufmerksamkeit erhaschend, allein für den Event des Jetzt. Morgen ist Vergangenheit. Umso mehr, als die Konkurrenz der Medien, der Printmedien wie der digitalen, sich überbietet in der Hatz nach einem breiten »mainstreamigen« Lesepublikum. Die Verteidigung der Stände auf dem Marktplatz der »News« und die Eroberungsfeldzüge um neue »Anteile« lässt weniger und weniger Platz für allzu gehaltvolle Kost.

Wie ein Damoklesschwert schwebt die Bedrohung des Internet über den alten Printmedien: Die Flucht des Publikums ins Netz, ob lesend oder nicht-lesend, geht den Blättern an die ökonomische Substanz. Mit den Auflagenzahlen sinken die der Anzeigen und umgekehrt. Schnelle Anpassung ist gefragt und wie immer, wenn der Baum nicht mehr trägt, fallen zuerst die verzichtbaren Zweige, der Kostenersparnis halber.

Nun könnte man meinen, so what?, was ist denn so schlimm daran, wenn sich nur das Medium verschiebt, das neue eine größere Leistungsbreite besitzt, weil flexibler, schneller, universeller, vielfältiger und für den User letztlich kostenfrei. Die Informationsvermittlung im Netz kennt vermeintlich keine Räume noch Zeiten, hängt aber, gerade weil es kostenfrei ist, noch mehr am Nabel der Werbung als die Printmedien. Ein Inserent zahlt nicht für 500 Klicks, wenn er 5.000 haben kann. So wird auch hier die Substanz des Wettbewerbs nicht neu erfunden: Nur die schrillsten Neuigkeiten behaupten sich im Kampf um die größtmögliche Oberflächlichkeit als ausgemachtes Kriterium für umfänglichste »Öffentlichkeit«. Gehaltvolle Musikkritik findet sich nur nach langem Suchen allenfalls gut versteckt. Sie ist des Erscheinens nicht »wert«, da schlecht vermarktbar.

Nun könnte man meinen, Quoten entscheiden eben immer über die zu publizierenden Inhalte, etwas, was wenig öffentliche Wahrnehmung genießt, verbleibe zu recht in Nischen, weil es eine breitere Öffentlichkeit nicht interessiert. Was ja ökonomisch Sinn macht. Niemand kann einem privatwirtschaftlichen Blattmacher oder Internetpodium vorwerfen, Nischen zu schließen (oder gar nicht erst zu eröffnen), die sich nicht rechnen. Dem Ethos, der bei vorausgegangenem kulturbürgerlich gebildeten Zeitungsgenerationen ein fraglos

selbstverständlicher war, sich ein Feuilleton zu leisten, das jenseits ökonomischer Kriterien neue und neueste Tendenzen der zeitgenössischen Kultur kritisch spiegelte (unabhängig von der Anzahl der lesenden Adressaten), kann schließlich kein wirtschaftliches Controlling verpflichtet werden. Diese alten Zeitungsmacher der großen Tageszeitungen waren sozusagen über Jahrzehnte gegen jedes bessere finanzielle Wissen (zugestanden ging es den Zeitungen damals auch besser als heute) die Mäzene einer Kulturkritik, die jenseits der öffentlich-rechtlichen Anstalten für öffentliche Aufmerksamkeit sorgten. Man stelle sich nur vor, allein ein Hans Heinz Stuckenschmidt hätte nicht über dreißig Jahre bei der FAZ in Lohn und Brot gestanden und dort nicht die Freiheit genossen auch über randständige Themen, etwa zu neuer Musik, zu schreiben, welch unglaublicher Verlust wäre zu beklagen. Allein sein Œuvre an Musikkritiken ist heute ein unverzichtbarer Zeitspiegel deutscher Kulturgeschichte.

Das Abtauchen qualifizierter Musikkritik gerade zu marginalen Tendenzen in der neuen Musik oder Gegenwartsmusik ist ein Verlust. Nicht allein einer der Tagesinformation, sondern ein weitaus langfristigerer. Der Zeitungsverlag spart die Kosten und unsere Kultur zahlt den Preis. Die Schreibkrise ist nämlich keine Krise des Schreibens, sondern eine des Informationsraumes sowie der Lohnarbeit. Für zwanzig Euro Honorar entsteht eine Meldung, aber keine Kritik, eine auf ideeller Basis entstandene Kritik andererseits verbraucht wiederum Platz, auf Papier wie im Netz, und der kostet aber eben auch, wenn sich keine Werbung hierfür zuschalten lässt.

Nun könnte man es sich leicht machen, indem man unterstellte, dass eine vermeintlich »schwindende Resonanz der Neuen Musik« nichts mehr als eine schwindende Kritik in den schriftlichen Medien zu ihr verdiente. Wenn man hier nicht einem terminologischen Fehler aufsitzt: Die *neue* Musik ist heute mit ihren zentralen Werken fester Bestandteil der Musikgeschichte und mittlerweile weitgehend »angekommen« im musikalischen Repertoire sowie musikkritisch aufgearbeitet, die *neuere* indes noch nicht. Die »Traditionslinie« der neuen Musik erscheint heute aufgelöst und verästelt sich, einhergehend mit einem Generationswechsel, in vielfältigste Richtungen. Die Ablösung erweist sich weniger als Auflösung denn als Vielfalt. Ein Zuwachs an freien kompositorischen Konzepten, die junge Musiker aller Couleur und musikalischer Herkunft, neue klangliche Räume kreieren lässt. Nur liest man hierüber nichts oder wenig (und das nicht, weil niemand darüber schreiben könn-

te). Konzerte, Veranstaltungen und Festivals mit *neuer* und *neuerer* Musik (jenseits der Repertoire-Veranstaltungen) sind heute bei weitem besser besucht als es jene vor zwanzig oder dreißig Jahren waren, nur erleben sie in der Regel keine Zeitungskritiken mehr. Die Wahrnehmungskrise ist so weniger eine der Musik als eine der musikkritischen Resonanz.

Es gibt sicher vielschichtige Gründe dafür, warum keine zweiten Metzger/Riehn das heutige Musikgeschehen begleiten. Aber den einen Grund erlebte Heinz-Klaus Metzger noch zu Lebzeiten: Dass die Luft bereits dünner wurde in der Publizistik und zu guter Letzt ein Archiv das persönliche Überleben sicherte. Allein die mit einem dezidierten kulturellen Auftrag versehenen, öffentlich-rechtlichen Anstalten garantieren eine gewisse Rezeption – und man kann nur hoffen, dass diese so wichtige Schiene der Musikpräsentation und -reflexion nicht so bald Kürzungsüberlegungen in den Programmdirektionen zum Opfer fallen.

Über grundsätzliche Überlegungen, betreffend die öffentliche Förderung von »Nischenbereichen«, die ohne diese kaum existenzfähig wären, lässt sich streiten. Sind neue Musik und Musikkritik ohne Förderung nicht überlebensfähig, hätten sie denn dann überhaupt ein Überleben verdient? Man stelle sich diese Frage bezogen auf andere Bereiche vor: Was gäbe es alles nicht ohne öffentliche Förderung? Nicht auszumalen, wenn die Quellen für Kultur, Wissenschaft und Forschung versiegt! Deutschland gilt als Exportweltmeister. Und warum? Weil die Grundlagen des wissenschaftlichen und technischen Know how, die Erfindungen dank Forschung (inbegriffen »Nischenforschung«) öffentlich subventioniert werden. Dieses gilt – mit Abstrichen – genauso für die Kultur. Und sind nicht neue Musik und Musikkritik ein Teil unserer Kultur?

Wenn Zeitungen, Zeitschriften und selbst das Internet keinen Platz mehr für deren Verbreitung offen halten (können) und öffentliche Gelder für die Publizistik kaum zur Verfügung stehen, bleibt nur das private Sponsoring oder: das gute alte Mäzenatentum. Kaum ein Musikschriftsteller – so er nicht durch Lehre und Forschung versorgt war – und zumeist kein Komponist, den wir heute als Klassiker verehren, hätte sein Werk ohne einen persönlichen Mäzen beenden können (so viel zum Thema »grosse Musik« finanziere sich schon selbst allein durch grosses öffentliches Interesse. Und bitte nicht zu vergessen: Auch heute noch kann keine deutsche Oper auch nur einen der allseits bekannten Klassiker präsentieren ohne erhebliche kommunale Subventionen). Ein Gutteil der Musikkritik, der wir einen gewichtigen

42 Anteil an der Musikgeschichtsschreibung ver-

danken, hätte ohne Subvention nie das Licht der Welt erblickt. Für das Fortleben unserer Tradition einer qualifizierten Musikkritik sollte also ein Mäzenatentum wieder zum Leben erweckt werden, ähnlich wie es in den USA für die Musikkultur generell etabliert ist. Dort, wo keine öffentliche Förderung für Kultur fließt, ist es privaten Geldgebern eine Ehre, sich als Förderer der Musikkultur verewigt zu sehen, und sei es nur passiv mittels eines Namensschilds auf einem Sitzplatz der Oper in Cincinnati.

In Deutschland werden Sponsorengelder zumeist über Stiftungen verwaltet. Darunter gibt es glücklicherweise auch solche, die sich in begrenztem Maße neuer Musik widmen. Das hat für mich als Verleger die erfreuliche Folge, dass Bücher zur Gegenwartsmusik das eine oder andere Mal eine Förderung finden, die ihr Erscheinen sichert. Als förderungswürdig gelten hier in der Regel nur abgeschlossene Arbeiten mit akademischer Auszeichnung. Die dezidierte Förderung von Musikkritik steht aber in keiner der Stiftungssatzungen.

Daher stehe ich gemeinsam mit Kollegen, die in verschiedenen Bereichen der Musik und Musikvermittlung tätig sind, vor der Gründung einer Stiftung mit dem Namen *MusikKunst*, die diese Lücke zu schliessen beabsichtigt. Diese Stiftung soll zum Ziel haben, zeitgenössischem Musikschaffen wie Musikdenken einen Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen. Hierfür ist ein Netzwerk aus renommierten Komponisten, Musikern, Musikforschern, Musikjournalisten und Musikkommunikatoren im Entstehen. Voraussetzung ist natürlich, dass wir noch mehr Mäzene finden, die sich von unserer Idee anstecken lassen. Denn junge Gegenwartsmusik wie ihre Reflexion und Publikation bedürfen eines finanziellen Anschubs, um zu wachsen. Je zahlreicher Stifter und Förderer daran mitwirken, desto effektiver kann der Start gelingen. ■